

Der Beobachter

Von Schreiberliene

Kapitel 7: Die Liebe

Das Ende ist schnell erzählt. Es ist nicht das Ende, wie man es erwartet; er blieb noch lange Jahre danach bei mir. Doch meine Erinnerung führt mich nun immer häufiger zu diesem Tag zurück, denn er ist der Schlüssel für das, was den Menschen geprägt hat. Für das, was Kjell geprägt hat. Er hatte mir viel erzählt, mich viel gelehrt, und nun waren es schon fast vier Jahre, die er bei mir verbracht hatte. Ich glaubte, ihn zu kennen.

Deswegen irritierte mich sein Handeln; gerade in den letzten Wochen war er zurückgezogener geworden, am Tag hatte ich ihn kaum gesehen. Doch kaum war der Abend hereingebrochen, kam er hinunter und sprach mit mir. Las mit mir. Und schaute mich doch nur die ganze Zeit an.

Ich hatte Angst, weil ich die Emotion, die ihn führte, nicht kannte, und weil sein Einfluss mich inzwischen mehr zu einem Menschen gemacht hatte, als ich es mir eingestehen wollte. Doch inzwischen wusste ich, wie ich damit umgehen musste.

Ich grüßte ihn, als er am Abend zu mir kam, und als er mich ansah, schlug mir ein Feuer entgegen, das ihn nicht zu fressen, sondern auszufüllen schien. Ich bat ihn, sich zu setzen. Und dann fragte ich, was ihn bewegte.

Warum er mich beobachtete, in stillen Minuten. Warum er, öfter als zuvor, plötzlich einfach verstummte und Worte hinunterzuschlucken schien, die versuchten, an die Oberfläche zu kommen. Warum ich ihn plötzlich nicht mehr aus den Augen lassen konnte.

Die Frage überraschte ihn ein wenig. Er holte tief Luft, versuchte etwas zu sagen und setzte sich dann hin. Seine Hände zitterten, und mir fiel zum ersten Mal auf, dass seine Narben fast verschwunden waren, und auch, wenn sie ein Makel gewesen waren, fing ich an, sie zu vermissen. Er schaute auf den Boden und schien nicht zu wissen, was er antworten sollte, schien beinahe weinen zu wollen. Es war faszinierend zu sehen, wie seine Gefühle ihn beherrschten; mehr noch, die Spannung, die seinen ganzen Körper durchfuhr, sprang auf mich über, war kaum aufzuhalten.

Dann, plötzlich, hob er den Kopf und schaute mir unvermittelt ins Gesicht. Seine Stimme klang rau, aufgewühlt und verriet gleichzeitig wie ängstlich er war. Er war im Begriff mir etwas zu geben, das für ihn höchste Wichtigkeit besaß.

"Ich liebe dich."

Er sagte es mit einer solchen Leidenschaft, dass mir der Atem stockte, seine Augen glühten, sein Adamsapfels bewies, wie schwer ihm das Schlucken fiel - und ich verstand nicht, was er meinte. Und so tat ich das Erste, woran ich denken konnte.

"Erkläre sie mir."

Er erstarrte.

"Was?"

"Erkläre mir die Menschenliebe."

Erst schien er wie erfroren; dann ging ein Beben durch seinen Körper und sein Blick wurde kalt und unnahbar, als hätte ich ihm diese Frage nicht schon so oft gestellt, und mit einem Mal explodierte er.

"Ich soll dir die Liebe erklären? Fällt dir nichts Besseres ein, keine ehrlich Antwort? Was bist du überhaupt? Die Liebe,"

er schleuderte mir diese Worte entgegen,

„die Liebe kann man nicht verstehen! DU kannst sie nicht verstehen, denn alles in dir ist vereist, kalt, öde. Du kannst nicht lieben, weil du nicht fühlen kannst, du bist wie ein Tier. Du benutzt mich, ohne Rücksicht zu nehmen, du verstehst NICHTS! Und das“, er drehte sich um, zur Türe, um diesen Raum und mich verlassen zu können,

"war Wut - eine impulsive und aggressive Reaktion auf eine als kränkend empfundene Situation."

Er atmete heftig, während er das Zimmer verließ und bevor er den langen Gang hinunter lief, rief er noch:

"Wut ist typisch für Menschen, die verletzt wurden, verletzt von Menschen, die so tun, als verständen sie nicht, um sich nicht mit der Wahrheit auseinandersetzen zu müssen!"

Ich hörte Türen knallen, die Tür zu seinem Zimmer, die gleich darauf wieder aufgerissen wurde, damit die schnellen Schritte zur Haustüre laufen konnten.

Doch ich wusste, dass er bleiben würde.

Er ist geblieben; mehr als sechzig Jahre lang. Die Welt um uns herum änderte sich rasend, aber der Menschen Eifer interessierte mich nicht mehr, genau so wenig wie ihn seine eigene Welt. Er lehrte mich, was er über die menschlichen Empfindungen wusste, doch war und blieb er mein interessantestes Forschungsobjekt. Diener kamen und gingen, Präsidenten und Bürgermeister wechselten mit den Jahren, doch wir beide lebten abgeschieden in dem Herrenhaus auf dem Hügel. Hin und wieder kamen Besucher, aber bald schon hatte sich herumgesprochen, dass bei uns nicht viel Gastfreundschaft zu finden war und die Menschen blieben fern. Wir redeten viel, nie jedoch sprach er wieder von Liebe, und bald schon hörte ich auf, ihn zu drängen, denn in mir erwachte die Angst, er könne doch noch verschwinden, wenn ich ihn nicht in Ruhe ließe. Manches Mal war er sehr melancholisch; einmal, es muss in seinem siebten Jahr bei mir gewesen sein, fand ich ihn gar weinend in meinem Zimmer, und als ich ihn fragte, was er habe, raffte er sich auf und meinte nur in einem der Rätsel, mit denen er mich verwirren wollte:

"Narben reißen auf, wenn ich wachse..."

Wir sprachen nie wieder davon, und mit der Zeit geriet es in Vergessenheit, wollte es auch nie vollends aus meiner Erinnerung schwinden. Ich verstand nicht, was er meinte, und bald schien er darüber hinweg zu sein. Er dachte und sprach viel; er war mein Gefährte in dunklen Abendstunden, wenn wir am Feuer saßen und heißen Grog tranken, war mein Freund, wenn die ersten Sonnenstrahlen den Winter zerschmelzen ließen und mein Begleiter auf den langen Wanderungen im verlassenen Venn.

Mit den Jahren wurde er erst größer und kräftiger, dann, irgendwann, kleiner und schwächer. Sein Verstand aber blieb scharf und klar, wetzte sich an jedem Jahr, das vorüberzog.

Und an einem dunklen Wintertag, aus einer Laune des Zufalls auf den Tag genau sechshundsechzig Jahre nachdem er am Tor gestanden hatte, tat er das, was alle Menschen einmal tun.

Nun ist er fort; schon seit so vielen Jahren ist das Feuer in seinen Augen erloschen, und trotzdem kann ich es nicht vergessen. Mich schmerzt das Denken, das Leben, doch ich bin schon so lange in dieser menschlichen Hülle, dass es kein Zurück mehr gibt, und mehr noch, gäbe es einen Weg, ich wäre wohl unfähig, ihn zu beschreiten. Zuviel Mensch ist in mich geflossen.

Ich denke an ihn, Tag für Tag, und könnte ich ihn sehen, und sei es um den Preis der Ewigkeit, ich würde es sofort tun. Meine Forschung hat mit seinem Ende ihren Reiz, ja, vielleicht sogar ihren Sinn verloren. Jeder Augenblick mit ihm scheint mir nun kostbarer als all das, jetzt, da ich nie wieder einen mit ihm teilen werde. Er hat mich so viel über die Menschen gelehrt, mehr noch mit seiner Art als mit seinen Worten, und doch sind es weniger die Antworten die mir fehlen. Seine Anwesenheit alleine reichte mir schon, um zufrieden zu sein, und obwohl ich nun als Mensch auf Erden gefangen bin, würde ich das Geschehene um keinen Preis ungeschehen machen.

Du hast es mir nie erklärt Kjell; du meinstest, du könntest es nicht beschreiben, und wenn das, was ich fühle, Liebe ist, dann hattest du Recht.

Man kann sie nicht verstehen.

Nur fühlen.

Und manchmal frage ich mich, ob ich Mensch genug bin, um etwas Derartiges zu empfinden.